

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =  
Rivista storica svizzera

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

**Band:** 49 (1999)

**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Politik und Wirtschaft im Krieg. Die Schweiz 1938-1948 [Hans Ulrich  
Jost]

**Autor:** Kreis, Georg / König, Mario

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die im folgenden vorgestellte Publikation versteht sich als Diskussionsbeitrag. Die intendierte Debatte wird durch die beiden unabhängig voneinander entstandenen Besprechungen weitergetragen.

Hans Ulrich Jost: **Politik und Wirtschaft im Krieg. Die Schweiz 1938–1948.** Zürich, Chronos Verlag, 1998. 286 S.

Der Vf. legt plausibel dar, dass und inwiefern nicht die Jahre 1939–1945, sondern die Jahre 1938–1948 als eigener Zeitabschnitt verstanden werden sollen; als Scharnierzeit zwischen der vorangegangenen *Krisenphase* und den nachfolgenden Jahren der wirtschaftlichen *Hochkonjunktur*. Die Darstellung will aber mehr: Sie will, wie einem ersten Postskriptum zu entnehmen ist, die Wirtschaft als zentralen Referenzpunkt der historischen Analyse an Stelle der Neutralität setzen und aufzeigen, dass alle politisch wichtigen Optionen unter dem Primat des Handels- und Dienstleistungssektors gestanden hätten und dass dies wiederum bestimmten Interessen gedient habe: «Die Hauptsorge der offiziellen Schweiz galt auch nicht dem Krieg und seiner menschlichen und moralischen Tragik, sondern der optimalen Erhaltung einer auf Privatbesitz beruhenden, hochentwickelten Volkswirtschaft» (27). An anderer Stelle wird die Optimierung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit als das «*allem übergeordnete Ziel dieser Epoche*» bezeichnet (128).

Ausser von den Wirtschaftsinteressen sieht der Verfasser die damalige Gesellschaft von weiteren, allerdings kaum quantifizierbaren und entsprechend in ihrer Bedeutung auch schwer einschätzbaren *Strukturelementen* geprägt. Die meisten sind negativer Natur: die Militarisierung der Gesellschaft, das Demokratiedefizit, die emanzipationsfeindliche Haltung gegenüber den Frauen. Die einzig positive Entwicklungslinie sieht der Verfasser im Aufbau der kollektiven sozialen Verantwortung, wie sie sich in der Lohnersatzordnung, in den Gesamtarbeitsverträgen, in der AHV manifestierte. Die Jahre von 1938 bis 1948 seien darum auch in sozialer Hinsicht eine Transitionssphase zwischen einer Zeit virulenter Konflikte und einer Zeit der Konkordanz.

Wo liegt nun nach Auffassung des Vf. die Verbindung zwischen «Politik und Wirtschaft»? Die internationale Entwicklung und die Bedürfnisse der Handelspolitik hätten sich in den politischen Aktivitäten direkt widerspiegelt. Solange die Achsenmächte dominierten, hätte sich die Mehrheit der politischen Strategen an der Neuen Ordnung Europas orientiert. Die etwas mechanistische und mit der wiederkehrenden Metapher der «zentralen Leitplanken» gestützte Parallelisierung hält es als «bezeichnend», dass die Asylpolitik genau in jenen Monaten versagte, als der Aussenhandel und die deutschen Goldlieferungen Höchstwerte verzeichneten (124).

Trotz der Absicht, die Wirtschaft zur zentralen Kategorie zu machen, nehmen die politischen Haltungen in Josts Ausführungen einen wichtigen Platz ein. Schon 1992 mit einem Buch über die «reaktionäre Avantgarde» um 1900 angetreten, will der Verfasser nachweisen, dass der Bürgerblock mit rechtsextremen Antidemokraten angebändelt habe oder diese wenigstens habe gewähren lassen. Am Rande kann zwar im Zusammenhang mit der «Aktion Nationaler Widerstand» auch von linksliberalen Kreisen und da neben Sozialdemokraten auch von Bürgerlichen indirekt die Rede sein. Der Fokus liegt aber ganz auf dem rechten Flügel der bürgerlichen Kräfte (mit Philipp Etter, Gonzague de Reynold, Eugen Bircher, Robert Eibel usw.). Die Linksbürgerlichen der damaligen Verhältnisse (etwa NZZ-Chef-

redaktor Willy Bretscher) werden weitgehend ausgeklammert. Immerhin erhält der freisinnige Solothurner Bundesrat Hermann Obrecht wegen seiner «geradlinig liberalen Haltung» mehrfach gute Noten (46, 51, 70). Die Ausführungen zum «Rechtstrend der politischen Elite» bleiben plakativ. Wenig überzeugend ist auch die schnelle Bemerkung, der rege Besuch von Tanz- und Kinoveranstaltungen sei auch eine Form von Widerstand der Bevölkerung gegen die kulturellen und politischen Disziplinierungsversuche gewesen.

Gemäss Jost hat die äussere Rechte zum Sturm auf die schweizerische Gesellschaft angesetzt und dabei auch gewisse Erfolge erzielt. Ersteres ist einigermaßen bekannt und belegbar, letzteres dagegen ist bisher weniger so gesehen worden und wird im vorliegenden Buch nicht überzeugend nachgewiesen. Wie weit ging die behauptete Anfälligkeit? Wen erfasste sie und wen nicht? Einmal kann man lesen, dass die rechtstextremen Entwürfe «auf reges Interesse» gestossen seien. Ein andermal heisst es wieder, dass die breit referierten Positionsbezüge doch nicht, ja «bei weitem nicht von der Mehrheit der politischen Kräfte» geteilt worden seien (121).

Die ohne weitere Präzisierungen auskommende Formel lautet, es habe eine «schleichende Erosion» oder sogar eine «tiefgreifende Zersetzung» der politischen Kultur stattgefunden. Dass dies aber ohne grössere Konsequenzen blieb, erklärt Jost zunächst mit zwei anscheinend sekundären Gründen: mit der «traditionellen Trägheit des politischen Systems» sowie einem gewissen von Sozialdemokraten und demokratischen Kräften des Bürgertums genährten Widerstandsgeist im Volk; entscheidend sei aber die aus dem Arrangement mit der Achse gewonnene reelle materielle Perspektive gewesen (97f.).

Charakteristische Unschärfen finden sich auch in den Ausführungen über die Linke. Jost bringt gegenüber der äusseren Linken lange nicht die gleiche Aufmerksamkeit auf wie gegenüber der äusseren Rechten. Die Kommunisten werden zuweilen sogar recht eigentlich ausgeblendet. So kann Jost das Paradox konstruieren, dass die SP (die in Wirklichkeit die Staatsschutzfähigkeit weitgehend unterstützte) «in erster Linie» das Opfer der Bundespolizei geworden sei, obwohl sie im Krieg mehr Staatstreue als das bürgerliche Lager bewiesen habe (189). Auch die Sozialdemokraten, z.T. sogar als Notable apostrophiert, werden etwas kritisiert als Gruppe, die sich insgesamt (zu) «zurückhaltend» verhalten und zum Beispiel nach Pilets Frontistenempfang vom September 1940 mit bloss «moderater Kritik» begnügt habe. Im kurzen Abschnitt «Erneuern und Anpassen» finden sich zwar hochinteressante, im September 1940 vor der nationalrätlichen Vollmachtenkommission präsentierte Neuformulierungen der künftigen Politik des Bundesrates, aber keine weitere Auslotung der komplexen Problematik der sog. «Neuorientierung». Zum Stichwort «Anpassung» hätte man ausser Max Webers Warnung vom September 1940 gegen anpasserisches «Umlernen» auch die SP-Fraktionserklärung vom 18. Juli 1940 zitieren können, in der immerhin festgehalten wurde: «Die Voraussetzungen der bisherigen traditionellen Neutralitätspolitik sind durch die europäischen Ereignisse zerstört. Eine Neuorientierung der Innen- und Aussenpolitik der Schweiz drängt sich gebieterisch auf.» In Josts Darstellung wird dann wenigstens in einem Nebensatz noch festgehalten, dass sich die Mehrheit der Genossen «voll und ganz» hinter die wirtschaftlichen Zielsetzungen des Bundesrates gestellt habe (91). Die Gewerkschaften, immerhin ein wichtiges Bindeglied zwischen Politik und Wirtschaft, treten in dieser Darstellung ebenfalls nur am Rande in Erscheinung. Man erfährt nicht, wie sie sich zum blühenden Aussenhandel stellten; auf die Innen- und Finanzpolitik bezogen heisst es zwar, der SMUV habe nicht

nur der SPS den Rücken gekehrt, sondern mit seiner «manchmal geradezu reaktionären Politik» die Arbeit des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes gelähmt. Ungeklärt bleibt die sonderbare Tatsache, dass sich Gewerkschaftsbundsekretär Charles-Frédéric Ducommun im Februar 1940 offenbar mit Rechtsradikalen an den gleichen Tisch setzte.

Auch in diesem Werk ist etwa die Hälfte der Ausführungen dem Jahr 1940 gewidmet, es besteht also weiterhin ein beträchtliches Ungleichgewicht im Verhältnis zur übrigen Kriegszeit, die immerhin sechs Jahre gedauert hat. Die Jahre 1941–1943 dürften als Wendezeit innerhalb der Übergangszeit sicher eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Zum Kriegsende werden die Ausführungen wieder etwas dichter. Bezogen auf den zunehmenden Druck der Westmächte gegen Ende 1944 schreibt Hans Ulrich Jost: «In gewissem Sinne begann für die Schweiz erst jetzt der Krieg» (151 u. 181). Die Wirtschaftsverhandlungen mit den Westmächten charakterisiert er als «Nahkampf»; die schwierigen Verhandlungen mit den Achsenmächten in den Jahren 1940/41 dagegen kamen nicht in den Genuss dieser dramatisierenden Umschreibung. Die Kapiteleinteilung folgt zwar der chronologischen Ordnung, was aber unter Titeln und Zwischentiteln präsentiert wird, passt oft nur halbwegs zu den Ankündigungen. So finden sich unter «politischem Rauhereif» und «Kriegswirtschaft» wichtige Ausführungen über die schwache und veraltete Ausrüstung der Armee. Unter dem Titel «Dienst und Arbeit» werden wenig einleuchtend längere Ausführungen über das Zensurwesen oder wird die an sich zutreffende Feststellung untergebracht, dass dem Bundesrat im Oberkommando der Armee und in der Ständigen Delegation für Wirtschaftsverhandlungen konkurrierende Macht- und Entscheidungszentren erwachsen seien.

Das Buch hat, wie die meisten, Stärken und Schwächen. Eine Hauptschwäche liegt im Format und in der Mischung der Gattung; das Buch ist gleichzeitig ein Thesenbuch und eine umfassende Gesamtdarstellung. Als ersteres ist es aber zu lang und als letzteres zu kurz. Bei einer Darstellung dieser Länge und insbesondere dieser Thematik erstaunt es, dass nicht auf die Frage eingegangen wird, inwiefern dank der Besteuerung der Aussenhandelsgewinne ein Teil der ausserordentlichen Verteidigungsausgaben finanziert werden konnte. Als grosser Kriegsgewinnler erscheinen die Bauern mit über 40% Gewinnzuwachs, die sogenannten Unternehmen weisen dagegen für die Jahre 1938–1941 nur 5% oder 6% (je nach Seitenzahl, 11 oder 101) aus, dann aber einen Gewinnrückgang, der schon 1941 unter das Niveau von 1938 geht und 1944 bei etwa –10% seinen Tiefpunkt hat. Im übrigen muss man sich aber mit der Bemerkung zufrieden geben, dass eine sektorielle Identifikation von Gewinnen und Verlusten erst noch geleistet werden müsse (106).

Kritisch anzumerken ist eine gewisse Ungleichheit der Interessen für Zahlen. Es liegt in der Logik des Buches, wenn es herausstreicht, dass «Heer und Haus» jährlich die «stattliche Summe» von 250 000 Franken zur Verfügung stand (und auch zur propagandistischen Imagepflege des Generals verwendet worden sei) und andererseits aber Zahlen über Erträge der Kriegsgewinnsteuer und sog. Wehropfersteuer und der zweimaligen Vermögenssteuer nicht zu finden sind. Letztere erbrachten immerhin über 600 Mio. Franken. Zur Kriegsgewinnsteuer wird dagegen gerne festgehalten, dass sie offenbar nicht sehr wirkungsvoll angewandt und mittels grosser Abschreibungen umgangen worden sei (133).

Zu den Bemerkungen über die Panikreaktionen vom Mai 1940 und die Fehleinschätzung durch den schweizerischen Nachrichtendienst fehlt der auf die Arbeit

von Christian Vetsch (1973) basierende Hinweis auf das gross angelegte Täuschungsmanöver der deutschen Seite. Vieles kommt etwas zu schnell daher, entweder mit zu einfacher oder vielmehr vereinfachter Eindeutigkeit oder wiederum mit einer Unklarheit, die ebenfalls schematisierende Vorstellungen fördert. Beispiele? In einem Atemzug ist von der antijüdischen Flüchtlingspolitik und von der Kritik an den Tausenden von Ehen mit Ausländerinnen die Rede; im einen Fall handelt es sich aber um eine, an NS-Positionen gemessen, eher gleichläufige und im anderen Fall um eine eher gegenläufige Haltung, ist doch mit dem zweiten Problemkomplex – gewiss ebenfalls fremdenfeindlich durchsetzt – der Wille zur politischen Abgrenzung gegenüber dem grossdeutschen Einfluss angesprochen.

Ein Vorzug des Werkes besteht darin, dass der aus Bern kommende und in Lausanne tätige Verfasser der deutschsprachigen Leserschaft immer wieder – indirekt – in Erinnerung ruft, dass es eine französische Schweiz gibt. Dies geschieht dann etwa, wenn neben J. R. v. Salis auch René Payot erwähnt wird, der wie sein Kollege regelmässig Radiokommentare zur «Situation internationale» verfasste, oder wenn ein Text des Chansonniers Gilles zitiert wird oder von der «Ligue vaudoise» oder einer bei Kriegsende im Genfersee sich niederlassende Kolonie aus Vichy-Frankreich die Rede ist. Andererseits wird gerade das Verhältnis zwischen deutscher und französischer Schweiz wenig reflektiert. Der Beizug von Hans Amstutz' Arbeit (1996, S. 92ff.) hätte zu der für Josts Thematik immerhin zentralen Frage geführt, ob Rechtsextremismus und Antisozialismus in der französischen Schweiz nicht besonders stark gewesen und darum für die gesamte Schweiz nicht repräsentativ seien.

Die stärkste Leistung dieses anregenden und vielleicht auch aufregenden Buches besteht in dem schon im Mai 1997 an der ETH präsentierten, inzwischen aber weitergediehenen Vorschlag, im Vergangenheitsdiskurs vier Felder zu unterscheiden und diese je mit spezifischen Erkenntnisinteressen der Nachkriegszeit in Verbindung zu bringen: 1. das Feld der von Armee-Volk-General getragenen Landesverteidigung, 2. das Feld der von Bundesrat-Parteien-Bewegungen nach der Formel von «Anpassung oder Widerstand» betriebenen Politik, 3. Das Feld «Aussenwirtschaft-Kriegswirtschaft-innere Ordnung» und 4. Das Feld «Frauen-Alltag-Kultur». Jost legt nachvollziehbar dar, dass die ersten beiden Felder bisher überbeachtet, das 3. Feld jedoch, weil kein Interesse an einer entsprechenden Erhellung bestand, bisher vernachlässigt worden sei, obwohl in diesem Bereich die «Entscheidungsleistungen» erbracht worden seien, «die eine Überwindung der Wirtschaftskrise der 30er Jahre und eine optimale Weiterführung der wirtschaftlichen Produktivität in den international rasch wechselnden Konstellationen der Kriegs- und Nachkriegszeit erlaubten» (228). An die Adresse von Edgar Bonjour und seinen Zeitgenossen ist die Bemerkung gerichtet, dass das Einblenden der Neutralitätsproblematik (bzw. ihre starke historiografische Privilegierung) im Dienste einer Ausblendung der Aussenhandelsproblematik gestanden habe.

Hans Ulrich Jost beanstandet zu Recht, dass mit der Segmentierung der Geschichte die einzelnen Teilgeschichten für unterschiedliche Verwertungsprozesse gleichsam gefügig gemacht würden. Die Leser müssen sich aber fragen, welchem Interesse die hier zusammengestellte Teilgeschichte dienen soll. Auf das von ihm am Schluss geforderte Erklärungsmodell über die möglichen Interdependenzen und Divergenzen der verschiedenen historischen Felder ist man bei der vorangegangenen Lektüre aber nicht gestossen. Ja selbst der Zusammenhang innerhalb des dritten Feldes zwischen Aussenwirtschaft und Innenpolitik bedürfte, wie ge-

sagt, noch der Klärung. Ein grosser Teil seiner ökonomischen Daten stammen aus der Dissertation von Jakob Tanner und aus der Historischen Statistik. Jost ist in Anerkennung der überragenden Wichtigkeit des dritten Feldes auch nicht zum Wirtschaftshistoriker geworden, für ihn steht noch immer die Politik- und Kulturgeschichte im Zentrum. Sein moralisches Verdikt lautet: «Unfähig, die eigene Verantwortung in der kollektiven Katastrophe zu erkennen, knüpfte die Schweiz am Ende des Krieges unreflektiert an die Vorkriegszeit an» (181).

Als Schwächen ist im weiteren das Fehlen eines Vorworts festzuhalten, das dem Leser sagte, wohin die Reise gehen soll. Einige der gegen den Schluss präsentierten Überlegungen gehörten an den Anfang. Sodann fehlt leider ein Verzeichnis der Grafiken und Tabellen, hingegen wird man die biografischen Kurzanlagen im Register gewiss schätzen. Schliesslich noch ein Vorzug: Jost bezieht einige jüngere, z.T. auch unpublizierte akademische Schriften sowie zahlreiche in den letzten Jahren in der NZZ erschienene Aufsätze in seiner Darstellung ein und greift insbesondere immer wieder auf hochinteressante Dokumente, die in der Edition der DDS allgemein zugänglich sind. Es sind dies für die Jahre 1939–1945 die 37 000 Seiten und 13 000 Dokumente umfassenden und in den Jahren 1991–1997 erschienenen Bände 13–15 sowie der 1997 zu den Nachkriegsjahren 1945–1947 herausgekommene 16. Band. Diese Fundgrube ist noch längst nicht nach den heute speziell interessierenden Fragestellungen ausgeschöpft.

*Georg Kreis, Basel*

\* \* \*

Hans Ulrich Josts im schnellen Lauf skizzierte Gesamtdarstellung der schweizerischen Entwicklung im dramatischen Jahrzehnt 1938–1948 veranschaulicht, wie jung die vertiefte geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Periode in der Schweiz im Grunde ist. Die überwältigende Mehrzahl der von ihm zitierten Untersuchungen stammt, wo es sich nicht um Quellen handelt, aus den Jahren nach 1980. Wichtige Impulse gibt zudem das editorische Grossunternehmen der Diplomatischen Dokumente der Schweiz (DDS), auf dessen Bände beinahe ein Viertel der Anmerkungen verweist. Dahinter steht Altmeister Edgar Bonjour weit zurück, dessen Werk aus den 70er Jahren, neben dem seinerzeit überaus verdienstvollen Buch von Werner Rings (*Die Schweiz im Krieg*, 1974), lange Zeit die einzige greifbare Gesamtdarstellung war, sieht man von einigen jüngeren, mehr apologetisch-defensiv denn wissenschaftlich gestimmten Versuchen (G.-A. Chevallaz; Ph. Marguerat) ab.

Die Anschauungen sind in Bewegung geraten. Lange Zeit schien die schweizerische Geschichtsschreibung der Kriegsperiode eine Gefangene der hoch doktrinären gesellschaftlichen Selbstbeschreibung, die ihrerseits ein Produkt der übermächtig nachwirkenden kollektiven Deutungsmuster jener Periode war. Die begrenzte Fruchtbarkeit einer wissenschaftlichen Richtung, die stets primär nach «Neutralität» – und allenfalls nach den «Standhaften» und den «Verrätern» – fragte, entsprach der aussenpolitischen Immobilität einer Gesellschaft, die sich abseits von UNO und europäischer Einigung bequem eingerichtet hatte. Dabei nahm eine breite Öffentlichkeit nur marginal zur Kenntnis, in welchem Mass der eigene Wohlstand namentlich dem europäischen, weitgehend ohne eigenes Mitwirken von anderen geschaffenen Rahmen einer stabilen Nachkriegsordnung zu danken war. Da sich das Interesse der europäischen und sonstigen Umwelt an den eidgenössischen Selbstbespiegelungen in Grenzen hielt, war man auch von aussen geringem Druck zur Revision liebgewordener Selbstbilder ausgesetzt. Letzteres

hat sich bekanntlich in der sehr speziellen und glücklichen Konstellation nach dem Ende des Kalten Kriegs gründlich geändert, so dass seither die Selbstwahrnehmung in beschleunigte Bewegung geraten ist.

Hans Ulrich Josts Darstellung verlagert die Akzente in Fortführung eigener früherer Arbeiten entschlossen in jene Richtung, die der Titel vorgibt: Politik und (Aussen-)Wirtschaft stehen im Zentrum, die Neutralität findet nur beiläufige, wenn auch prägnante Charakterisierung als jenes erst in der unmittelbaren Nachkriegszeit doktrinär überhöhte «taktische Konzept, mit dem man den zu erwartenden Anklagen der Sieger über die Verflechtungen während des Krieges wirkungsvoll zu begegnen hoffte» (172).

Dankbar nimmt man die Informationsfülle der sieben zügig geschriebenen Kapitel entgegen. Vieles wird angesichts des begrenzten Umfangs des Buchs nur gestreift, doch geben die Anmerkungen genügend Hinweise auf eine Masse an verarbeitetem Material, das zur Vertiefung einlädt. Nach einem einführenden Kapitel, das anhand wichtiger Daten zur Binnen- und Aussenwirtschaft sowie zur Entwicklung der Staatsfinanzen einige längerfristig wirksame Strukturen des ganzen Zeitraums darstellt, geht Jost im wesentlichen chronologisch vor, wobei Vor- und Rückgriffe zahlreiche Querverbindungen im Text herstellen. Einen zentralen Stellenwert nimmt Kapitel 3 über die «Verdrehungen und Verwirrungen» des Jahres 1940 ein, die Krise der Demokratie angesichts der französischen Niederlage vom Juni des Jahres. Jost greift zum Mittel chronologischer Auflistung der vielfältigen Aktivitäten der rechtsradikalen und rechtsbürgerlichen Feinde der Demokratie, die damals ihre Stunde gekommen glaubten, um so mehr, als sie ohnehin bereits an den Schaltstellen der Macht gewichtig repräsentiert waren. In vielem knüpft der Autor hier an die eigene Arbeit zur «Geburt der neuen Rechten in der Schweiz um 1900» an (Die reaktionäre Avantgarde, Zürich 1992), deren prominentester Vertreter, Gonzague de Reynold, 1940 im Zusammenspiel mit Bundesrat Etter eine aktive Rolle spielte in der tastenden Suche nach dem autoritären eidgenössischen Staatswesen der Zukunft. Jost stellt überzeugend dar, wie in der geschlossenen Gesellschaft der Kriegsjahre viele Ideale dieser mittlerweile nicht mehr so neuen Rechten realisiert werden konnten, wenn auch der definitive Umbau der Staatsordnung infolge des für diese politischen Kräfte unglücklichen Kriegsverlaufs nicht zustandekam. Dass die erhoffte Vernichtung der Sowjetunion misslang, erwies sich als einschneidende Enttäuschung. Auch weist Jost darauf hin, wie sich im Ausbau des Staatsschutzes und mit der Wiederbelebung einer konservativ gestimmten «geistigen Landesverteidigung» im Zuge des einsetzenden Kalten Kriegs über 1945 hinausreichende Kontinuitäten herstellten, die der öffentlich-demokratischen Debatte entzogen waren. Hier liegt eine Fülle anregender Beobachtungen vor, die nach Vertiefung in den einsetzenden Analysen der Nachkriegsentwicklung rufen.

Weshalb aber vermag mich trotz durchaus fesselnder Lektüre dieses Buch nicht recht zu befriedigen? Dies liegt primär an der zu geringen analytischen Durchdringung des Stoffs. Das Verhältnis von Wirtschaft und Politik, das im Kriege zu einer überaus engen «Wechselwirkung» voranschritt, die Entwicklung der «politischen Kultur» der Schweiz, die «autoritäre Versuchung» im Zeitalter der grossen Weltanschauungskämpfe zwischen demokratischer Welt, Faschismus und Stalinismus: dies sind einige zentrale, schon auf der ersten Seite eingeführte Parameter, denen die Konstruktion des Buchs folgt. Die Ansatzpunkte scheinen mir produktiv, eine Debatte des analytischen Instrumentariums aber unterbleibt. Zentrale Begriffe

werden eingeführt, wie wenn sie sich von selbst verstünden und nicht auf komplexen Vorentscheiden des Autors beruhten. Es wird kaum gefragt, abgewogen und erörtert in diesem Buch; die solide Empirie der «Fakten» scheint für sich selbst zu sprechen. Dies gilt auch für die gewählte Periodisierung, die mit dem Schlusspunkt von 1948 eine international wie innenpolitisch Sinn machende Wahl trifft, während der Ausgangspunkt von 1938 sich am Zeitpunkt der heraufziehenden Gefahr eines gesamteuropäischen Kriegs orientiert. Die innenpolitische Zäsur, welche einen langwirkenden politischen Zyklus einleitete, erfolgte 1935/36, ein Datum, das auch klare Bezüge zum Abschluss der «kurzen Bewegungsphase» von 1943 bis 1948 aufweist.

Welche Folgen die geringe Reflexion gewählter Begriffe und getroffener Vorannahmen für den Text hat, möchte ich an einigen Beispielen erläutern. Im Eingangskapitel werden wir mit sieben «Dimensionen» der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung konfrontiert, die zwar mehr deskriptiv-auflistend als analytisch wirken, doch offenbar einen Leitfaden der Untersuchung vorgeben (21ff.). Später stellt sich freilich Verwirrung ein, denn nun ist plötzlich von «vier Dimensionen der inneren Front» die Rede (128), bis abschliessend, in der Diskussion der «Gründe der selektiven Geschichtsaufarbeitung» nach dem Krieg, wiederum vier, indes abweichend gefasste, «Dimensionen» der gesellschaftlichen Entwicklung eingeführt werden. So sinnvoll viele der genannten Aspekte sind, zur Klarheit trägt das nicht bei. Gegen Schluss des Buchs werden als «heuristisches Modell» vier «Felder» vorgestellt, in denen sich das Bild des Zweiten Weltkriegs im öffentlichen Bewusstsein langfristig abgelagert habe: 1. Armee – Volk – General; 2. Bundesrat – Vollmachtenregime – politischer Diskurs; 3. Aussenwirtschaft – Kriegswirtschaft – innere Ordnung; 4. Frauen – Alltag – Kultur (221). Über die unter dem vierten Titel gefasste zeitgenössische Wahrnehmung gelangt Jost nicht wirklich hinaus, wiewohl sie ihm selbst «etwas befremdlich» scheint (224). Gesellschaftliche Grundverhältnisse werden dergestalt unter dem Sammelposten einer Restkategorie abgelegt. Davon zeugen die gelegentlichen, nicht von Verlegenheit freien Hinweise auf die benachteiligte Stellung der Frauen, die Aussichtslosigkeit einer Einführung des allgemeinen Stimmrechts nach dem Krieg. Dies verweist auf die «Sonderkategorie Frau», es ermangelt in erkennbarer Weise der Verortung im gesellschaftlichen Zusammenhang.

Problematisch scheint mir auch die Verwendung des Begriffs der «politischen Kultur». Die zentrale Abhandlung über das Jahr 1940 (mitsamt seinen Langzeitwirkungen) steht begrifflich unter dem Zeichen einer «Zersetzung der politischen Kultur» (63). Der Begriff nimmt jene Stelle ein, die während einer Debatte der 80er Jahre versuchsweise durch den «helvetischen Totalitarismus» besetzt war, den Jost nunmehr nur noch einmal, sehr beiläufig, erwähnt (44). Die «politische Kultur» wird in verschiedener Art umschrieben: als «konservative und xenophobe politische Kultur der tonangebenden Eliten jener Zeit» (159), als «Alptraum aus Ancien régime und helvetischem Vichy» (86), als «Erodierung der demokratischen Werte» und «Feudalisierung der Machtstruktur durch Clans der helvetischen Rechten» (96), resümierend als «Krise des Liberalismus und ... Verlust des Glaubens an die parlamentarische und repräsentative Demokratie» (97).

Dies scheinen mir, so möchte ich unterstreichen, sinnvolle Annäherungen. Die «Zersetzung der politischen Kultur» wirft indes Fragen auf, die zu diskutieren wären. Der Kulturbegriff hat, verbunden mit einer «kulturellen» Umorientierung in den Humanwissenschaften, seit einigen Jahren auch in die politische Alltags-



sprache Eingang gefunden, unter anderem als «politische Kultur», deren Beschwörung – oder Bemängelung – nicht frei von modischen Zügen ist. Welche Messlatte aber wird hier angelegt? «Zersetzung der politischen Kultur» suggeriert einen positiven, nunmehr aber bedrohten Ausgangszustand. Welches ist dieser? Und wäre es nicht sinnvoller, neben dem Kulturbegriff, dessen Fruchtbarkeit unter der Voraussetzung präziser Verwendung ich nicht bestreiten möchte, institutionelle und prozesshafte Bedingungen jener Krise der Demokratie zu benennen? War der Ausschluss der Frauen etwa kein zentraler Bestandteil jener «politischen Kultur», noch bevor deren «Zersetzung» begann? Knüpft die «Krise der Demokratie» in der Schweiz nicht an institutionell-verfassungsmässig und gesellschaftlich tief verankerten Merkmalen an, die zu den Grundbedingungen des «Modells Schweiz» zählen? Ist es nicht so, dass im Vollmachtenregime der Kriegsjahre nur deutlicher hervortritt, was auch sonst zu den Zügen des politischen Prozesses gehört: die Schwäche des Parlaments und damit die Schwäche demokratischer Kontrolle (die im Plebiszit mehr symbolisch repräsentiert denn wirksam praktiziert wird) von Exekutive, Verwaltung und Verbänden? Jost beschreibt in suggestiven Wendungen die in den Kriegsjahren vorangetriebene Entwicklung eines dichten Geflechts von Verwaltung, Kommissionen, Verbänden und Exekutivvertretern, angesichts derer «Demokratie» zur Feiertagsformel gerann. Die Diskussion solcher Fragen, die zur produktiven Diskussion des Verhältnisses von Kultur und Gesellschaft, von Ökonomie und Politik führen könnte, sollte weitergetrieben werden.

So suggestiv der Titel des Buchs, so deutlich sind die negativen Konsequenzen der unterbleibenden Diskussion gewählter Kategorien auch in dieser Hinsicht. Bei Gelegenheit deutet Jost ein sehr eindeutig determiniertes Verhältnis von Wirtschaft und Politik an, das von «dem allem übergeordneten Ziel dieser Epoche: die Optimierung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit» bestimmt gewesen sei (128). Doch wie homogen stellten sich die eidgenössischen Eliten in dieser und in anderer Beziehung dar? Kam dem Gesichtspunkt der Herrschaftsstabilisierung, was sich nicht unbedingt mit der beschriebenen Bedeutung der Ökonomie widersprechen muss, nicht ebenso grosses Gewicht zu? Jost erwähnt die 1940 vorhandene Besorgnis wegen denkbarer innerer Unruhen im Fall einer ernsthaften wirtschaftlichen Stockung, was faszinierend wirkt, wo doch angeblich in diesem Moment die Sorge um die deutsche Gefahr das alles überragende Motiv der Entscheidungsträger gewesen sein soll (72). Offenbar ging die zentrale Funktion der Armee als innenpolitisches Drohpotential auch in dem schwierigen Aushandlungsprozess, in welchem Mass die Mobilisierung aufrecht zu erhalten oder die dienstleistenden Männer in die Wirtschaft zurückzuführen seien, nicht vergessen. Was Jost überraschenderweise unerwähnt lässt, sind die weit breiteren Ängste wenige Jahre später, als sich ein Teil der Eliten wegen möglicher sozialer Unruhen angesichts des nahenden Kriegsendes sorgte. Welche Rolle kam dabei dem Trauma von «1918» zu? Lag hier nicht eine generationsspezifische Erfahrung vor, die keineswegs zu homogenen Schlüssen veranlasste? Lag nicht die Überlebenschance der Demokratie wesentlich darin begründet, dass die konstatierte «elitäre Gruppentherrschaft» (22) eben doch mit einem erheblichen Mass an Divergenz in den eigenen Reihen zu rechnen hatte, so dass trotz der Schwäche demokratisch-oppositioneller Bewegungen jener Jahre eine vollständige Gleichschaltung der Gesellschaft unterblieb? Hatte sich nicht die «Wirtschaft» (die neben den international orientierten Firmen auch einen starken binnenwirtschaftlichen Teil umfasste) temporär zumindest starken politischen Vorgaben zu unterwerfen?

Es verblüfft mich, wie wenig offene Fragen Jost aufwirft. Ein erster Blick auf das Inhaltsverzeichnis seines Buchs offenbart, dass jedem Kapitel ein «Post Skriptum» folgt. In der Meinung, hier die Diskussion von Forschungsstand und dringend zu klärenden weiteren Fragen zu finden, schlug ich die betreffenden Seiten auf. Doch werden unter diesen PS nur jeweils einzelne, schon im vorangehenden Kapitel behandelte Fragen nochmals aufgegriffen. Bei einer einzigen Gelegenheit erfahren wir beiläufig, dass es angesichts des «aktuellen Stands der Forschung» in wirtschaftlicher Hinsicht heute «noch nicht möglich (sei), sektoriell die Gewinne und Verluste dieser Kriegsjahre zu analysieren» (106). Ich frage mich, weshalb wir eigentlich seit Jahren zu hören bekamen, die Erforschung der Periode sei bisher unzulänglich geblieben. Wo sind sie denn, die nach Klärung rufenden Fragen?

Hans Ulrich Jost erklärt, wie die Dinge zu sehen sind, damit hat es sein Bewenden. Dafür erhält aber im abschliessenden Abschnitt des Buchs die 1996 konstituierte «Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg» einen Tadel, da sie in ihrer Exklusivität «einem freien und demokratischen Wettbewerb aller interessierter Historiker und der Bürger und Bürgerinnen insgesamt» nicht förderlich sei (230). Gewiss steht die Kommission in der Tradition der durch politischen Auftrag erstellten «Berichte» (von Ludwig bis Bonjour). Doch unterscheidet sie sich durch die Pluralität der in ihr vertretenen Standpunkte und durch ihre Internationalität gerade auch von den Vorgängern. Wie sonst, wenn nicht auf diesem Weg, soll denn eine weitergehende Öffnung bisher verschlossener Archive in die Wege geleitet werden? Hat nicht auch der Bonjour-Bericht, entgegen den Intentionen des Bundesrats, einer solchen Öffnung (nämlich damals des Bundesarchivs) den Weg bereitet? Welches die Konsequenzen der noch im Gang befindlichen Kommissionsarbeiten sein werden, vermag heute noch niemand zu sagen. Der angekündigte «Schlussbericht» wird allerdings, soviel lässt sich voraussehen, auch keine definitiven «Wahrheiten» zu verkünden haben, und das ist recht so. Hans Ulrich Jost trägt dazu bei, dass uns nicht langweilig wird, bis es so weit ist – vorausgesetzt man führt für sich selber jene Fragen mit, die von ihm vielleicht gemeint, doch unbenannt sind.

*Mario König, Basel*